

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

287 (8.12.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 287 — 1915

Karlsruhe, den 8. Dezbr.

Altdeutsche Geselligkeit.

Wenn der Schnee die Erde in seinen weißen Mantel einhüllt, und wenn die kalte Winterluft die Sehnsucht nach einem warmen Saßen wachruft, dann macht sich in uns in erhöhtem Maße die Neigung zur Geselligkeit geltend, die seit altersher im Gemüt des Deutschen wurzelt. Der Krieg hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, daß unser geselliges Leben in neue Bahnen gelenkt worden ist, und wenn nicht alles trägt, so gehen wir wieder Zeiten entgegen, die uns eine Kultur des geselligen Zusammenlebens zurückbringen, wie sie etwa die Zeit der Romantik gekannt hat. Wie tief der Hang zur Geselligkeit im germanischen Gemüt wurzelt, zeigt sich bereits in den ältesten Zeiten, da unsere Vorfahren noch in den teutonischen Wäldern hausten, ein mächtiges Volk, das den verweichlichten Römern Furcht und Schrecken einflößte. Damals haben die alten Germanen zwar abgelehnt von einander gelebt, und sie haben sich da niedergelassen, wo es gerade einem jeden behagte; aber Würfelspiel, Trinkgelage, Gesang und Saitenspiel haben sie doch häufig aus der Absonderung ihrer Heimstätten zusammengeführt.

Verfolgt man die Art der geselligen Vergnügungen des deutschen Volkes durch verschiedene Jahrhunderte, so ist ein Wandel, den Zeit und Sitte mit sich gebracht haben, nicht zu verkennen; allein zwei Hauptneigungen des germanischen Naturells kommen überall, unüberändert durch allen Wechsel der Mode, zum Ausdruck, nämlich die Liebhaberei zum Wecheln und die Freude an der Musik. Auch die Gastfreundschaft hat sich im Laufe der Jahrhunderte ungeschwächt bewahrt. Die alten germanischen Sagen wissen ja oft genug von dem fremden Wandersmann zu erzählen, der am gastfreundlichen Herd seinen Durst gelöscht und seinen Hunger gestillt hat. Dann mußte der Fremde von seinen Erlebnissen und Abenteuer erzählen, und man gab sich wohl auch zur Kurzweil Rätsel auf, um sich dabei an der Berlegenheit des anderen zu ergötzen, wenn er vergeblich nach einer Lösung der Rätsel suchte. Die Gründung der Städte hatte naturgemäß einen bedeutenden Aufschwung des geselligen Lebens zur Folge; namentlich seit dem 10. Jahrhundert, nachdem König Heinrich I. den Bewohnern der städtischen Niederungen gewisse Rechte verliehen und die Gauferversammlungen, Gerichte und größeren Feiertage dahin verlegt hatte.

Während sich in den Städten das Bürgertum zu immer höherer Blüte entwickelte, wodurch auch das gesellschaftliche Leben an Kultur gewann, blieben die Ritterburgen nach wie vor die Hauptabstiegsquartiere für fahrende Gesellen. Daß auch hier das Gastrecht in nicht minder ausgedehntem Maße gepflegt wurde, versteht sich von selbst. Sobald der Wächter von der Höhe des Wachturmes das Nahen eines Ankömmlings verkündet hatte, machte sich die Burgherrschaft sogleich bereit, den Gast mit allen höflichen Ehren zu empfangen. Schon am Burgtor wurde er von den Knechten und Bogen begrüßt; sie halfen ihm vom Pferde und geleiteten ihn nach der Ehrenhalle, wo ihm die Frau oder die Tochter des Hauses willkommen hieß. Dann legte er die schwere Rüstung ab, ohne die man damals keine Reise unternehmen konnte, und er empfing aus der Kleiderkammer ein frisches Gewand; auch einen Willkommentrunk reichte man ihm und bereitete ihm ein Bad. Darauf begab er sich in den Kreis der Familie, wo inzwischen die Tafel zur Mahlzeit gedeckt worden war. Dabei hatte der Gast stets den Ehrenplatz des Wirtes gegenüber, während die Burgfrau oder die älteste Tochter des Hauses sich an seine Seite setzte, um ihm die Speisen vorzulegen und den Trunk zu kredenzen. Besonders hoch herging es bei den festlichen Veranstaltungen und Gesellschaften. Da blieb kein Gemach im Schloß ohne Einquartierung; denn das Gefolge der Gäste war stets sehr zahlreich. Den Lustakt des Tages bildete der Morgentrunn, worauf man unter Pauken- und Trompetenschall in die Burgkapelle zur Messe zog. Nach dem gemeinschaftlichen Morgentisch betrat man sich den Rest des Vormittags mit ritterlichen Spielen, bis Trompeten und Hörner das Zeichen zur Hauptmahlzeit gaben. Das Mahl, bei dem die beiden Geschlechter vielfach in abgeordneten Sälen speisten, wurde von Sängern, Spielern und munteren Trinkbrüchen gewürzt. Der Abend sah dann die ganze Gesellschaft zum Würfelspiel, zum Trank und zum Tanz vereint, der gewöhnlich den Beschluß eines derartigen Festes machte.

Auch in den Bürgerhäusern ließ man es bei festlichen Zusammenkünften an Lustigkeit nicht fehlen. Standes- und Altersgenossen fanden sich häufig zu Ehren eines Tages oder einer Persönlichkeit zu Schmausereien und Tanzergnügungen zusammen. Wenn auch bei öffentlichen Festen aus kirchlichen und politischen Anlässen die gesamte Bevölkerung einer Stadt zusammenströmte, so wußten sich die Adeligen und die Bürgerlichen doch immer getrennt zu halten. Besonders trat der Kastengeist bei den verschiedenen Stabengesellschaften, den Zünften, Gilden und Bruderschaften hervor. Dafür fand aber auch der Bürger in einer solchen genossenschaftlichen Verbindung alles, was er nur wünschen konnte; nicht nur bei fröhlichen, sondern auch bei traurigen Anlässen. Die einzelnen Mitglieder trafen einander weit näher, als dies etwa in unseren Klubs und Vereinen der Fall ist, und so wurde ihnen das Wohlwollen oft auch ein Schutz in der Not. Am Abend fanden sich die Bürger des Mittelalters gern auf den Trinkstuben und Zunftherbergen mit ihresgleichen zusammen, um bei einem köstlichen Bier oder einem Becher Wein die Sorgen des Tages abzuwischen. Wie flott das Geschäft des Bierzapfens schon damals ging, geht z. B. daraus hervor, daß es bereits im Jahre 1492 in Frankfurt am Main 18 Bierbrauereien gab. In den Abenden stellten

sich dann in den Trinkstuben auch gern Spielleute und fahrende Säger ein, die die wackeren Bescher mit ihren Sangesgaben erfreuten. Diese Sitte hatte bisweilen solche Ueberhebungen zur Folge, daß sich im Jahre 1386 der Erzbischof von Mainz veranlaßt sah, den Geistlichen seines Bistums einzuschärfen, daß sie nicht in ihren Säusern oder Höfen abends Wein ausschütten oder Trinkgäste aufnehmen, noch Würfelspiele und Musik von Weisen und Pauken gestatten sollten. Wie das Würfelspiel und Kegelspiel in jener Zeit allgemein gepflegt wurde, so waren auch verschiedene Karten- und Brettspiele, darunter einige, die wir heute gar nicht mehr kennen, wie etwa das Kreischützen, das Spiel auf dem Dengelbrett, der Wurf- und Schafzabel. Fast alle wurden als Glücksspiel betrieben, so daß die Obrigkeit oftmals die Einsätze gesetzlich regeln mußte. In Frankfurt a. M. setzte der Rat im Jahre 1356 die höchste Summe, um die man an einem Tage spielen durfte, auf zwei Schillinge alter Heller fest, in Straßburg zur selben Zeit auf zwei Pfennige. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts scheint das Glücksspiel in Deutschland besonders eifrig betrieben worden zu sein; reiste doch der berühmte Franziskaner und Kreuzprediger Johannes Capistranus überall umher und predigte gegen dieses Kaster, mitunter sogar erfolgreich; denn es kam des öfteren vor, daß die Leute, ergriffen von seinen Ermahnungen, ihm Karten und Spielbretter aushändigten, die er dann öffentlich verbrannte. So soll er nach der Aussage eines Chronisten in Nürnberg allein 3640 Spielbretter und 40 000 Würfel entgegengenommen haben. Für die Dauer aber hatten diese Predigten doch genau so wenig Wert, wie die Verordnungen des Magistrats, die immer wieder erlassen und immer wieder übertreten wurden.

Dermisches.

* Der Rekrutierungsbeamte und der falsche Korporal. Wie der „Newport Times“ aus London berichtet wird, benutzten englische Schwindler den Krieg, um durch verschiedene neue Kniffe die Londoner um ihr Geld zu erleichtern. Selbst das Viktoria-Kreuz, diese höchste Dekoration für Tapferkeit in England, ist diesen Schwindlern nicht heilig. Kürzlich lernte ein Rekrutierungsbeamter einen Korporal kennen, der mit dem Viktoria-Kreuz geschmückt war. Er nahm diesen mit sich in ganz London herum, nachdem der Korporal ihm eine lange Geschichte erzählt hatte, wie er das Kreuz erhalten. Dann stellte er ihn bei den Rekrutierungsversammlungen der Menge als tapferen Krieger vor, der bei dem furchtbaren Angriff auf Osnabrück das Viktoria-Kreuz erhalten hätte. Später hielt der Korporal auf den Straßen und Plätzen, wo der Rekrutierungsbeamter seine Rekrutierungsversammlungen begann, glänzende Reden, besprach das wunderbare Leben der englischen Soldaten an der Front, ihren Heldennut und trug dazu bei, daß eine Anzahl von neuen Rekruten sich meldete. Er sprach so ausgerechnet, daß die Menge über seine Heldentaten ganz begeistert war und zum Schluß sogar für ihn eine Sammlung veranstaltete. Am Abend des Tages verließ der Korporal den Rekrutierungsbeamten, die Taschen voller Geld, und versprach, am nächsten Tage zurückzukommen, um weiter bei der Rekrutierung zu helfen. Aber wer am nächsten Tage nicht kam, war der Korporal, und der Beamte mußte später zu seinem Schaden entdecken, daß er einem Betrüger in die Hände gefallen war, der niemals Pulver gerochen hatte. — Auch der alte Schwindler von den „spanischen Schatzgräbern“ erscheint wieder in neuer Form. In früheren Zeiten schrieben die Betrüger Briefe, daß sie spanische Offiziere wären und den Kriegsgeld der kaiserlichen Revolution in den Gebirgen versteckt hätten. Zur Forderung dieses Schabes mußten dann die, die auf den Schwindler hereingefallen waren, reichlich Geld für „Auslösen“ senden. Derselbe Betrug blüht jetzt wieder in ganz England. Nur heißt es jetzt, daß ein Belgier, der nach dem Tode seines Herrn, der bei Linn angekommen sei, mit einem Vermögen von englischen Banknoten nach England zu senden, bittet er die, die ihm helfen wollen, ihm das Geld zur Reise nach England zu senden, damit er persönlich die Banknoten überbringen kann. Da diese Geschichte in allen möglichen Variationen vorgebracht wird, und die Schwindler sehr geschickt zu Werke gehen, fallen eine Unmenge von Engländern hierauf herein. — Dann kommen viele gefälschte Briefe an Verwandte und Freunde von in letzter Soldaten an. In diesen Briefen wird mitgeteilt, daß die Vermögenden in irgend einem Gefangenenlager Deutschlands sich befinden und dann wird um sofortige Geldüberweisung nach dem neutralen Ausland gebeten, damit man den Gefangenen helfen oder ihnen das Geld überreichen könne. Auch hier erbeuten die Schwindler große Summen.

* Opfer der wilden Tiere und Schlangen in Indien. Der Bericht der Britisch-Indischen Regierung über die Verluste an Menschenleben und Vieh durch wilde Tiere und Schlangen, der in der „Times of India“ vom 26. September dieses Jahres abgedruckt ist, bringt über dieses traurige Kapitel des indischen Volkes sehr bemerkenswerte Zahlen. Danach sind im letzten Jahre 1745 Personen durch wilde Tiere getötet worden. Dieses bedeutet gegen das Vorjahr eine Zunahme von 9 Prozent. Die meisten Fälle kommen auf das Schutdion des Tigers, nämlich 646. Fast unglaublich klingt es, daß im Randi-Distrikt ein einziger Tiger nicht weniger als 289 Menschen getötet hat. An Schlangenbisse sind 22 894 Personen gestorben. Auch diese Zahl ist um einen großen Prozenten größer als die des Vorjahres, die meisten Todesfälle sind durch den Biß der Gift-Natter verursacht, für deren vollständige Ausrottung von der Regierung besondere Maßnahmen getroffen sind. Durch wilde Tiere sind 94 746 Stück Vieh getötet worden, durch Schlangenbisse 10 934. Der Leoparden ist daran mit etwa 50 Prozent beteiligt. Tiger und Wölfe kommen an zweiter Stelle. Der Bericht erwähnt, daß auch diese Zahlen sich um ein Prozent erhöht haben.

Die Zahl der getöteten wilden Tiere beträgt 25 903, darunter 1481 Tiger, 6667 Leoparden, 2076 Wären und 2066 Wölfe. Daß in einem Lande, das sich seit zwei Jahrhunderten der Segnungen englischer Oberhoheit und Zivilisation erfreut, ein Anzeichen dieser, eine so traurige Sprache redender Zahlen, möglich ist, wird durch den Schluß des Berichts beleuchtet. In ganz Indien, mit seinen mehr als 200 Millionen Einwohnern, gibt es nur 776 779 Gensche in Händen des Volkes. Im letzten Jahre hat sich diese Zahl, wie aus der obigen Angabe hervorgeht, um 5700 vermindert. Dem indischen Volke wird die Waffe, um Leben und Gut zu schützen, verweigert. Welche Folgen das haben wird, ist schwer zu sagen.

wilden Bestien der Dschungel ausgeliefert. Dafür hat aber England auch keinen Volksaufstand zu fürchten. Dieses ist auch ein Beweis, wie England den unterdrückten Völkern die Freiheit bringt.

* Ein Feldlazarett in der Vorzeit. Nach einem alten Philosophenwort ist der Krieg der Vater aller Dinge, was natürlich wie alle solchen epigrammatischen Formulierungen eines kulturgeschichtlichen Geschehens zum grano salis zu bewerten ist. Aber es liegt mindestens für die Ausbildung der ersten staatlichen Verbände, für die Entlohnung fester Grenzen, für die Ausgestaltung der Waffentechnik und für die Anfänge der ärztlichen Kunst ein gutes Teil Wahrheit darin. Hier liefert uns die „Kriegsgeschichte des Spaltens“, wie Dr. G. A. Ried im Archiv für Anthropologie herabgehoben hat, wertvolle Aufschlüsse. Besonders in das erst dämmende Morgenrot des Kampfes des Menschen gegen den Tod läßt sie uns einen neuen Einblick gewinnen. Aus einem Grabgrab mit Brandbestattung auf einem kleinen Grabhügel, das in einer Villenkolonie bei Obermensingen-Mündingen angegraben wurde, steigt die sogenannte La Tène-Zeit empor, eine Epoche höchstentwickelter Eisenkultur, aus der zum Teil wunderbar gearbeitete Waffen und Geräte bekannt sind. Die prähistorische Erde, die hier im alten Bajuwarenlande hauste, hatte auch einen Glanz, der in jener wehrhaften Zeit natürlich auch ein gutes Gewissen führte und dies nicht selten ärztlichen Instrumenten ins Grab gelogt erhielt. Ob es ein „Medizinmann“ war, wie wir sie bei allen primitiven Völkern auf einer gewissen Kulturstufe finden, der für seine Zeit ein chirurgisches Genie war, errät uns die Grabstätte, in die nun die Sonne des 20. Jahrhunderts scheint, natürlich nicht. Aber es muß ein geschickter Operateur gewesen sein, denn seine Instrumente, die neben dem Langschwert, einer Lanzenspitze und anderem Eisenzeug lagerten, sind gut und zweckmäßig gearbeitet. Der ärztliche Fachmann spricht sie als zwei Klauter an, die bei der Wundbehandlung, bei Blutstillung usw. gebraucht wurden, während das dritte Operationsinstrument offenbar eine dazu gehörige Sonde darstellt, die auch z. B. bei der Entfernung von Fremdkörpern, wie abgebrochenen Pfeilspitzen, gute Dienste geleistet haben mag. Als Klauterium charakterisiert die beiden ergrabenenen Gegenstände besonders der metallene Doorn, der offenbar in einen Holzgriff eingepaßt wurde, was nur mit der Zweckbestimmung zu erklären ist, daß die Stüle in heißem oder glühendem Zustande gebraucht wurden. Bei der, wie gesagt, technisch hochstehenden Eisenbearbeitung der La Tène-Zeit dürften die Instrumente gewiß einheimisches Handwerk sein und sogar einige der ältesten Werkzeuge deutscher Präzisionsmechanik für ärztliche Zwecke darstellen, doch ist es nicht ausgeschlossen, was auch Dr. Ried zu erwägen gibt, daß bei dem bedeutend entwickelten prähistorischen Handelsverkehr ein Import aus Griechenland in Frage kommt. Wie der alte Kriegszug mit seinen Instrumenten arbeitete, können wir uns freilich kaum primitiv genug vorstellen. Den Operationsstich mag ein Feldlazarett gebildet haben, von der schmerzlichen Wundheilung befreitender Getränke war wohl noch keine Rede, und kräftige Nahrungsmittel waren den Patienten zum Stillhalten während der Operation. Das Ganze ergibt das Bild eines Feldlazaretts der Vorzeit, wo der Kampf von Stunde gegen Stunde oft genug auch ein Ringen um die Existenz bedeutete, wie es heute in gigantischer Maßstäbe alle technische und ärztliche Kunst beschäftigt.

Heiteres.

* Der Druckfehler. Viel Lärm und Bedenken hat der Druckfehler in der Universitätsbibliothek in Marburg angerichtet. Ein wegen seiner solchen Schrift gefürchteter Geographiestudent hatte wieder einmal zum Schaden der Seher eine lange sachwissenschaftliche Arbeit geschrieben und in Druck gegeben. Da die mit der Handschrift des Professorens vertrauten Seher Soldaten geworden sind, so mußte die tüchtige Arbeit von Erbschaften hergeleitet werden. Im dem Aufsatz war die Rede von einem Berge, der 3000 Meter über dem Meeresspiegel läge. Da das Komma zwischen 3 und 0, das der Professor unmerklich eingeschaltet hatte, etwas zu groß geraten war, so hatte der Seher 31 600 Meter gelesen. Auf dem Korrekturbogen verbesserte der Gelehrte den Fehler auf die Weise, daß er einen Strich zog, der sowohl die Eins, wie nunmehr auch das Komma vernichten sollte. Der Seher aber las 311 600 Meter und setzte auch diese Zahl. Da wurde der alte Herr wütend, durchstrich die ganze Zahl und schrieb an den Rand: „3000 Meter, 311 000 faches Kindchens. Gibts denn einen Berg mit solcher Höhe? Geht!“ Der Aufsatz, der dem Gelehrten einen Lobschuß eintrug, nahm sich dann bedeuend viel folgt aus: „Die obere Hochseite, mit einer 3000 Meter hohen Erhebung, beherrsigt viel Rindvieh und Obst, jedoch sie in der Höhe 311 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt.“

Die vierte Isonzo-Schlacht.

D'Annunzios dritte Ode.)

I.
Ecco, ecco la quarta battaglia —
Colossale rinfalita.
Adesso riechiamo lunta;
Cadorna pucolo runta!
Sempre la trista cosa —
Jacka come hosa!
O Juno, o Apollo!
Abbiamo la nese volla!
Le strepaze sono longhe —
Jonge, jonge!
Li wursti smacco seefa!
Siamo arma keefa.

II.
Nostru alliatu? niente!
Miessi elemente!
Del Senegal, del Indo —
Mencionskindo!
O Sokole! o Sapho!
Sono passo,
Mi lausa il affo!
O Roma! Gorgonzala! Palermo!
Desperato, io kippo un vermottu!
O polenta! salami! Sarotti!
Italia kriaxto li motti!
O cari macaroni al sugo —
Kinda io sono meschugli!

Gottlieb im „Tag“.